

Predigt zu Joh 1,6-8.19-28; 1 Thess 5,16-24

Pfarrer Peter Fischer; 2011

Johannes der Täufer. Alle unsere Evangelien setzen Johannes den Täufer zeitlich und inhaltlich vor das Wirken Jesu. So ist Johannes der Täufer bei Markus, Matthäus und Lukas der Vorläufer und Wegbereiter Jesu, im Johannes-Evangelium ist er der Zeuge, der von Gott her Zeugnis ablegt für Jesus als den Größeren, für Christus als den in die Welt gekommenen Gottessohn.

Das ist aber ein spezifisch christlicher Blick auf Johannes den Täufer, der den realen Umständen damals nur ansatzweise entspricht. Davon kann man noch etwas spüren, wenn man in den Evangelien zwischen den Zeilen liest und das Zeugnis der Apostelgeschichte sowie frühchristlicher Schriften aus dem 2. Jahrhundert dazu nimmt.

Noch im 2. Jahrhundert begegnen Anhänger von Johannes dem Täufer, die nicht etwa zur Jesus-Bewegung – also zum Christentum – übergetreten sind, sondern die sich als eigene Glaubensrichtung ansahen und Johannes den Täufer als eigenständige Figur der Heilsgeschichte betrachteten. Johannes als Vorläufer Jesu – diese Anschauung unserer Evangelien war diesen Johannes-Jüngern zutiefst fremd.

Das Profil Johannes des Täufers kann man bei einem kritischen Blick in die Evangelien noch ganz gut herauschälen.

Johannes der Täufer trat – so heißt es – in einem Gewand als Kamelhaaren und mit einem ledernen Gürtel um die Hüften auf. Das war schon die Kleidung des großen Propheten Elija, wovon das zweite Buch der Könige erzählt. Und man erwartete zur Zeit des Johannes und zur Zeit Jesu, dass Elija wiederkommen würde – als Vorbote des nahen Weltendes. Daher auch die Frage an Johannes, ob er denn der wiedergekommene Elija wäre. Johannes verneint hier, andere Stellen der Evangelien sprechen sogar eine etwas andere Sprache.

Es ist gut möglich, dass Johannes sich selbst als wiedergekommener Elija betrachtete – zumindest hat er mit seiner Gewandung an ihn augenscheinlich erinnert. Und nicht nur das. Heute haben wir gehört, dass Johannes auf der anderen Seite des Jordan gewirkt hat, in oder bei Betanien. Wo das nun genau liegt, wissen wir nicht mehr. Menschliche Siedlungen kommen und gehen. Man muss das heute genannte Betanien zunächst von jenem Betanien bei Jerusalem unterscheiden, von dem an anderer Stelle die Rede ist.

Schaut man sich auf alten Karten um, kann man das heute erwähnte Betanien in der Nähe eines Berges lokalisieren, von dem Elia in den Himmel aufgefahren sein soll.

Kann das Zufall sein? Johannes tritt mit dem gleichen Gewand auf wie Elia und dazu noch nahe dem Ort, wo Elia in den Himmel aufgefahren sein soll. Nein, Johannes verstand sich nicht als Vorläufer Jesu, er verstand sich als wiedergekommener Elia, der das baldige Kommen Gottes zu Gericht und Weltende ankündigte. Darauf wollte er die Menschen vorbereiten, deshalb rief er zum Umkehr auf und taufte.

Im heutigen Evangelium wird Johannes in diesem fiktiven Gespräch auch gefragt, ob er „der Prophet“ sei. Dieser absolute Gebrauch – es heißt nicht „ein Prophet“, sondern „der Prophet“ – verweist auf eine Stelle im Buch Deuteronomium, wo Gott zu Mose sagt:

Einen Propheten wie dich [also wie Mose] will ich ihnen [also dem Volk Israel] ... er stehen lassen. (Dtn 18,18)

Gemäß dieser Verheißung erwartete man zur Zeit des Johannes und zur Zeit Jesu einen solchen quasi abschließenden Propheten. Davon legen z. B. die Schriften vom Toten Meer Zeugnis ab. Wobei man aber sagen muss, dass die Erwartung eines oder mehrerer Heilsbringer zur damaligen Zeit recht diffus war.

Bleiben wir aber noch etwas bei dem Ort, wo Johannes wirkte. Denn das – so meine ich – zeigt auch etwas vom Selbstverständnis des Johannes und seiner Sendung.

Wenn man zu Johannes dem Täufer wollte, musste man über den Jordan gehen. Man musste raus aus dem gelobten Land, aus dem Land, in dem sprichwörtlich Milch und Honig fließen, hinein sozusagen in die Wüste, um als Bekehrter, als neuer Mensch wieder neu in das Land der Verheißung, in das gelobte Land, einzuziehen.

Quasi bei sich selber den Resetknopf drücken lassen und dem Leben von Gott her eine neue Ausrichtung geben.

Eine ganz interessante theologische Konzeption: eine neue Landnahme durch jene, die ihre alte Existenz quasi abwaschen haben lassen und als erneuerte Glieder des Gottesvolkes mehr oder weniger jene Gemeinschaft bilden, die sich dem baldigen Kommen Gottes entgegenstrecken und erwarten, von ihm dann in das ewige Paradies hineingenommen zu werden.

Da ist es nun – zumindest bei oberflächlicher Betrachtung – wirklich nicht mehr weit zur christlichen Tauftheologie. Kein Wunder, dass die Evangelisten so auf eine Unterordnung von Johannes dem Täufer unter Jesus, den Christus, Wert legen. Gleichzeitig haben sie

aber Johannes den Täufer aufgrund seiner Bedeutung hinein geholt in das Evangelium von und über Jesus Christus, seine Rolle aber neu gedeutet und verstanden von der tatsächlichen Entwicklung der Heilsgeschichte her.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war Jesus zunächst ein Anhänger Johannes des Täufers, setzte sich dann aber noch vor dessen Tod von ihm ab und begann eine eigene Verkündigungstätigkeit mit eigenen Akzenten. Aber die Taufe, die wir Christen praktizieren, hat ihr eindeutiges Vorbild in der Taufe, die Johannes vollzogen hat.

Es ist schließlich die Auferstehung Jesu, die beide – Johannes und Jesus – unterscheidet. Das ist natürlich der wichtigste Punkt, der die spezifischen Akzente Jesu unterstreicht.

Als augenfälligster Unterschied ist da wohl zu nennen, dass Johannes wie ein Asket auftrat, während Jesus sich nachsagen lassen musste, er wäre ein Fresser und Säufer. Jesus war – das erzählt die Bibel eindeutig – ein Mann, der gerne gefeiert hat. Darin kam für ihn etwas von Reich Gottes zum Ausdruck, vom Fest der Freude ohne Ende.

Und so steht der dritte Adventssonntag jedes Jahr ganz im Zeichen der Freude. Vor allem am Beginn der zweiten Lesung aus dem ersten Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher springt sie uns heute entgegen.

„Freut euch zu jeder Zeit!“ steht da ganz programmatisch. „Freut euch zu jeder Zeit“; dabei liegt die Betonung auf „zu jeder Zeit“.

Paulus weiß, dass die äußeren Umstände nicht immer Freude unterstützen; ja manchmal drohen sie sogar die Freude ganz zu ersticken. Das weiß Paulus und wissen die Thessalonicher nur zu gut, wie eine Lektüre der Paulusbriefe zeigen kann. Es gibt genug Anfeindungen und Bedrängnisse für die junge christliche Gemeinde in Thessaloniki und nicht nur dort.

Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – schreibt Paulus: „Freut euch zu jeder Zeit!“.

Es geht dabei um eine Freude,

- die nicht von äußeren Umständen abhängt,
- eine Freude, die trotzdem und trotz allem gilt,
- eine Freude, die letztlich allein aus dem Glauben kommt
- und von den Früchten des Geistes, der in der Gemeinde wirkt,
- eine Freude, die ihre alleinige Ursache im heilvollen Wirken Gottes hat,
- eine Freude, die daher kommt, dass Gott uns in seinem Sohn so unendlich reich beschenkt mit der Gotteskindschaft.

Dennoch ist die Freude, von der Paulus spricht, nicht eine rein geistige oder spiritualisierte Freude! Diese Freude soll den Alltag und vor allem das Gemeindeleben durchdringen.

Die frühen Christen empfanden sich von Gott zu einem neuen Miteinander befähigt, das ansteckte, weil es ehrlich, glaubhaft und von der Liebe geprägt war; Zeugnis davon, dass der Heilige Geist in der Gemeinde wirkte. Darum ermahnt Paulus die Thessalonicher auch, den Geist nicht auszulöschen. Denn wo der Geist wirkt, da gelingt Leben und wächst die Freude.

Wo der Geist herrschen kann, da macht sich Freude breit – trotz allem – und dort kann sich Gemeindeleben entfalten – trotz allem.

Was bleibt für uns heute?

Da ist die Sache mit dem Resetknopf. Es ist manchmal nötig, dass wir einen kleinen oder großen Resetknopf drücken lassen bei uns, um an dem einen oder anderen Punkt neu anzufangen und altes zurück zu lassen – gleichsam als Aktualisierung der Taufe. Es braucht immer wieder die Hilfe von außen, eine Neuorientierung – ob nun klein oder groß – zu wagen. Johannes der Täufer war so ein Diener des Neuanfangs. Stehen wir uns da einander bei, im privaten wie im gemeindlich-kirchlichen Bereich.

Manchmal muss auch in der Kirche ein mehr oder weniger großer Resetknopf gedrückt werden, um sich in einer neuen Zeit mit neuen Herausforderungen neu an dem zu orientieren, was christlichen Glauben ausmacht. Gehen wir hierbei gemeinsam auf die Suche – ohne Besserwisserei, sondern im Vertrauen auf Gottes Geist.

Lernen können wir auch etwas aus der Integration von Johannes dem Täufer in das Evangelium. Immer wieder hat die Kirche versucht, mehr oder weniger verwandte und als hilfreich erachtete geistesgeschichtliche Strömungen und Anschauungen für die eigene Theologie fruchtbar zu machen. Etwa die Philosophie des Platon in der Antike, die Philosophie des Aristoteles im Mittelalter und vieles mehr. Getragen einerseits von dem Pauluswort „Prüft alles, behaltet das Gute!“, andererseits von der Überzeugung, dass Gott der *eine* ist und auch in anderen Religionen und Anschauungen Funken seiner Wahrheit zu finden sind. All diese Integration geschah aber wie schon bei Johannes dem Täufer: von der Offenbarung Gottes in Jesus Christus her; diese Offenbarung allein ist der Prüfstein, ob etwas im Christentum seinen Ort haben kann, bzw. wie es modifiziert werden kann und muss, um im Christentum dienlich zu sein – oder ob es draußen bleiben muss. An der Offenbarung Gottes hat alles Maß zu nehmen – und nicht etwa umgekehrt, wie es manche heute gerne hätten: dass man die Offenbarung Gottes so umbiegt, dass es für einen selber passt oder dass man sich fremden Religionen oder religiösen Anschauungen anbie-

dert. Nur wo Gottes Offenbarung Mitte und Richtschnur bleibt, kann sie auch das schenken, was sie beinhaltet: unsere Hoffnung auf Rettung und Zukunft; darauf hin gilt es alles auszurichten.

Ein Weiteres ist die Freude. Wir leben in einer Zeit, wo man unseren Glauben immer neu madig machen will. Sei es, dass wir als die Ewig-Gestrigen abgestempelt werden. Sei es, dass man uns wissenschaftliche Erkenntnisse unter die Nase hält, die angeblich unseren Glauben widerlegen würden. Wenn wir aber neu lernen, unseren Glauben ernst zu nehmen, und verstehen lernen, die Bibel richtig zu lesen, brauchen wir uns nicht verkriechen mit unserem Glauben. Ganz im Gegenteil! Dann haben wir ein Fundament, das immer noch steht, wenn manches andere schon wie ein Kartenhaus zusammengefallen ist. Andererseits kann uns die Wissenschaft sogar manchmal helfen, unsere Glaubensinhalte tiefer zu verstehen, und uns zum größeren Staunen anregen – denn auch hier gilt: Letzte Quelle für alles ist der eine und einzige Gott. Wir brauchen die Wissenschaft nicht zu fürchten, wir dürfen uns von ihr in manchem auch bereichern lassen. Schließlich: In manchem Umbruch dürfen wir – so meine ich – auch eine Herausforderung Gottes sehen, die uns zu Neuem führen will, das im Alten verborgen ist, aber jetzt wieder oder neu offenbar werden will.

Über allem steht Gottes Ja zu uns, das es zu ergreifen gilt. Wenn das kein Grund zur Freude ist?!